

Jahrgang III.

No. 1.

Mai 1913.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Patrioten. — Münchener Theater. — **Bemerkungen:** Ernst
v. Possart. — Schwarzkünste. — Polizeibericht. — 2 Briefe. —

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Ausserordentlich interessant
sind die prägnanten Selbstbiographien mit
einer Fülle persönlicher Angaben von circa
20000 unserer
führende Frauen
allen Ständen, die
der Welt 3200Pseu-
anderes Material,
ca. 2130 Selten mit
staben, vornehm
zendes Geschenk,



Zeitgenossen,
und Männer aus
Staatsoberhäupter
donyme u. reiches
autgespeichert auf
14 Millionen Buch-
gebund., ein glän-
nur 12 Mark 50 Pfg.

Degeners Zeitgenossenlexikon
Wer ist's?, sechste, völlig neue Ausgabe
darf in einem Hause nicht fehlen.

Verlag H. A. Ludwig Degener, Leipzig, Hospitalstr. 13-15

Jahrgang III.
No. 1

München,
April 1913.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Das Elend der Diplomatie.

Der zukünftige Historiker, der den Zusammenbruch der europäischen Großmächte und daraus folgend die allmähliche Auflösung der Staatszentralen in autonome Wirtschaftsgefüge des Sozialismus zum Gegenstand seiner ergründenden Studien macht, wird den großen Balkankrieg 1912/13 als Ausgangspunkt der Epoche buchen müssen, in der der Biß im politischen Unterbau der Gesellschaftsordnung allem Kleister zum Trotz sichtbar ward und das Werk der Zerstörung unaufhaltsam einsetzte. Er wird schildern müssen, wie der Wiener Kongreß 1815 unter der Leitung des biegsamen Intriganten Metternich das von Napoleons nachdrücklicher Handschrift übermalte Kartenbild Europas für ein Jahrhundert im wesentlichen fixierte, wie Bismarcks großzügige Politik durch die Verbindung des nichtösterreichischen Deutschlands zu einem Reich die Hegemonie Mitteleuropas in seiner Hand befestigte, und wie sich in den zwanzig Jahren nach seinem Sturz die von ihm gehaltenen Fäden lockerten, bis die berühmte Staats-

kunst der europäischen Diplomatie dank der vollkommenen Unfähigkeit aller daran teilnehmenden Persönlichkeiten jammervoll in die Brüche ging. Er wird im besonderen darauf hinweisen müssen, wie der Mißklang in das europäische Konzert hinein die ganzen hundert Jahre hindurch immer wieder aus der Südostecke erklang, wie der geniale Dirigent Bismarck 1878 im Berliner Kongreß die türkischen, kretischen, mazedonischen und albanischen Mißlaute in seine Symphonie hineinkomponierte, wie ihm dann der Taktstock aus der Hand gewunden wurde, und wie von da ab die balkanische Katzenmusik lauter als irgend wann vorher die sanfte Harmonie des Mächtteständchens zerstörte.

Der zukünftige Historiker wird nicht umhin können, festzustellen, daß die Schließung des Balkanbundes 1912 und der Ausbruch des Krieges zwischen der Türkei und den vier angrenzenden Königreichen der erste nicht mehr mißzuverstehende Beweis dafür war, daß trotz der Zusammenschlüsse der Großstaaten in Dreibund und Tripleentente die tatsächliche Macht der sogenannten Mächte gebrochen war. Denn hatte schon der Marokkokonflikt und die unfruchtbare lächerliche Diplomaten-Konferenz in Algeciras bewiesen, daß die europäischen Staaten aus allen internationalen Schwierigkeiten nie einen andern Ausweg zu finden wußten, als die Schwächung der eigenen Existenz durch immer noch gesteigerte Kriegsrüstungen, so war im Jahre 1911, als der Zusammenstoß zwischen Oesterreich und Serbien unvermeidlich schien, evident geworden, daß jedes Rütteln am Balkanpfosten die Erschütterung des europäischen Friedens und damit die schwerste Gefährdung des Bestandes der Staaten selbst bewirken müßte.

Als der Krieg vor allen sehenden Augen zu Ungunsten der Türkei entschieden war, setzten sich in London die Botschafter zusammen, um — nicht um

dem fürchterlichen Blutstrom einen Damm zu bauen, sondern um Friedensbedingungen aufzustellen, bei denen jeder für sein Land einen besonderen Rebbach heimtragen könnte. Was dabei zustande kam, war eine unerträgliche Pression auf das besiegte Land, dessen Regierung widerwillig nachgab, aber durch die Revolution im eigenen Hause gezwungen ward, weitere und noch viel größere Menschenopfer zu bringen und von ihren Feinden zu fordern. Damals hätten es die Diplomaten in der Hand gehabt, durch billiges Entgegenkommen gegen alle kämpfenden Parteien und durch sanften Druck auf die Habgier der Sieger viele Tausende von Menschenleben von dem unrühmlichen Tode des maschinenmäßigen Hingemordetwerdens zu retten, wenn nur neben den materiell-egoistischen Gesichtspunkten auch ein wenig menschliches Gefühl zur Beratung zugelassen worden wäre. Aber der Augiasstall der russischen Selbstherrlichkeit, der schon im eigenen Lande unzählige tapfere Männer und Frauen in seinem Dreck ersäuft hatte, mußte seine giftige und mörderische Jauche auch noch verheerend über die Grenzen spritzen, sodaß die Einigung auf einer menschlich möglichen Basis vereitelt wurde.

Es kamen die Nachrichten von den grauenhaften Metzeleien der Serben und Montenegriner in Albanien, das die Großmächte mit eigener Staatsgewalt auszustatten beschlossen, und dem die slavischen Völker deshalb die gänzliche Ausrottung gelobt hatten. Dem nationalen Furor paarte sich religiöser Wahnsinn, dem organisierten Morde des Krieges der nicht-organisierte wüstester Freibeuterei. Blutige Nötigung zum Glaubenswechsel, verbunden mit Totschlag, Notzucht und Räuberei gab die teuflische Begleitmusik zu dem selbstmörderischen Heldenmut, mit dem die alles Wissens um sich selbst entkleideten und bei aller viehischen Roheit bedauernswerten Sol-

daten die eigentlichen Kriegsschlachten lieferten. — Dies alles ließ die europäische Diplomatie kalt, *A la guerre comme à la guerre.*

Aber Adrianopel fiel. Nachdem ihnen die Stadt schon von den Mächten zugesichert war, erstürmten die Bulgaren sie unter furchtbaren Verlusten und zogen zwischen den vom Verteidiger in Brand gesteckten Straßen ein. Tausende mußten auf beiden Seiten sterben: damit ihre Führer als Helden in die Annalen ihrer vaterländischen Geschichte kommen. Die Einnahme dieser Stadt machte die Bevollmächtigten Europas nervös, obwohl sie an der politischen Konstellation nichts änderte. Aber zugleich drohte die Eroberung Skutaris durch die Montenegriner, — und die Diplomaten haben, um einen Krieg zwischen Oesterreich und Rußland zu verhüten, bestimmt, daß Skutari albanisch werden solle. Die tatsächliche Einnahme der Festung mußte also das Konzept verderben.

Montenegro — das darf nicht verkannt werden — führt, da es sich einmal in den Krieg eingelassen hat, einen Kampf um die Existenz. Es hat einen völlig beispiellosen Heroismus im bisherigen Verlauf der Ereignisse betätigt. Das ganze Land hat nur 240 000 Einwohner, also so viel wie eine größere deutsche Mittelstadt, und hat davon, was in der ganzen Kriegsgeschichte einzig dasteht, nicht weniger als 12 Prozent ins Feld gestellt (Deutschland kann im äußersten Falle nur 4 Prozent der Bevölkerung mobil machen). Die kleine montenegrinische Armee hat — ein Fall ganz unglaublicher Selbstaufopferung — bisher schon ein volles Drittel ihrer Soldaten verloren. Das ganze Volk wird also, wenn der Krieg vorüber ist, nahezu dezimiert sein. Es hat den Krieg um Skutaris willen begonnen und geführt, hat alle die unmenschlichen Opfer für Skutari gebracht. Da ertönt kurz vor dem letzten Sieg, vor der Erreichung

des ersehnten Zieles, das Machtwort der Londoner Konferenz: Halt! Bis hierher und nicht weiter! — Und jetzt erleben wir es, daß das kleinste Königreich der Erde, das noch dazu bis zum letzten Lebensnerv geschwächt und erschöpft ist, auftritt gegen das Gebot der vereinten, mit unerhörten Machtmitteln ausgestatteten europäischen Staatsgewalten. Wir erleben das groteske Schauspiel, daß sich sämtliche europäischen Großmächte zu einer völkerrechtswidrigen Gewaltsaktion gegen das winzige Balkanländchen verbünden, und daß der montenegrinische Zaunkönig seinen entschlossenen Willen mit Erfolg der internationalen Kriegsschiffparade vor seinem Hafendörfchen entgegenstellt. Denn Nikita der Forsche weiß ganz genau, daß er die Suppe nicht so heiß wird löffeln müssen, wie sie ihm aufgetragen wird, weil jede energische Tat, die die Mächte ihrer energischen Pose folgen ließen, den Funken ins eigene Pulverfaß jagen kann, und weil ein um Montenegros willen entbrannter groß europäischer Krieg wohl zu allerletzt erst von Montenegro bezahlt werden müßte. Skutari wird also im begründeten Vertrauen auf die Hilflosigkeit der europäischen Diplomatie allen Drohungen zum Hohn weiter beschossen. Fällt es angesichts der imposant vor der Küste kreuzenden Mischmasch-Flotte, dann ist das Gehirnschmalz der Londoner Botschafter nutzlos verschmiert, und die Kanonen Europas sind zum Platzen reif. Der Historiker der Zukunft wird, sofern er über Humor verfügt, das gegenwärtige Stadium der Angelegenheit einem Aristophanes mundgerecht erzählen müssen.

Daß Nikita sich durch sentimentale Anwandlungen nicht von seiner Desperadopolitik abbringen läßt, wird man ihm schwerlich verargen können. Was geht ihn das Schicksal der europäischen Soldaten an! Er hält sich an das Beispiel der Mächte, denen das wahnwitzige Menschenmorden auch erst an die Ner-

ven ging, als ihnen derlei Empfindsamkeiten in den politischen Kram paßten. Vorher ist es ihnen gar nicht eingefallen, sich den Geruch der verwesenden Weiber und Kinder in die Nase steigen zu lassen. Oesterreich hat ja im Falle Prohaska gezeigt, wie es gemacht wird. Als die Volkswut geheizt werden sollte, da waren die schändlichsten Greuel an dem Manne und seiner Familie verübt worden, und als man die Geschütze dann abschrirte, da hatte der Prizrender Konsul plötzlich seine Kinder und seine Mannbarkeit unversehrt wieder. Und jetzt: als die Blätter Einzelheiten über die fürchterlichen Schandbarkeiten veröffentlichten, die Bulgaren, Serben und Montenegriner an wehrlosen Geschöpfen verübten, hatte keine Regierung davon etwas erfahren, — als aber das Eingreifen der europäischen Staatsweisheit in die Ereignisse motiviert werden sollte, da tat auf einmal der Diplomatie das Herz weh von all dem Greuel.

Wie sich die Dinge weiter entwickeln werden, ist natürlich noch gar nicht abzusehen. Nur soviel erkennt man, daß jede unvorhergesehene Kleinigkeit — und was hätten die Diplomaten wohl vorhergesehen? — zu gräßlichen Katastrophen führen kann. Das haben sogar die zur Balanzierung des internationalen Gleichgewichts eingesetzten Herrschaften begriffen und verlangen nun, daß die Völker sich kriegsbereit machen, um ihre angebrannte Brühe auszusuppen. In Deutschland, in Oesterreich, in Frankreich, in England — jedes Jahr neue Militär- und Flottenforderungen, und jetzt sind wir glücklich so weit, daß an die Wirtschaftskraft der Völker Ansprüche gestellt werden, die das Gespenst des allgemeinen Krachs selbst dem loyalsten Staatsbürger im Traum erscheinen lassen. In Frankreich Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit — will heißen: die Verminderung der jährlichen Produktion um hunderttausend Arbeitskräfte. In Deutschland Unfrucht-

barmachung eines halben Prozents des Nationalvermögens, — ich habe im vorigen Heft nachgewiesen, daß diese einmalige Steuer genau die gleichen Wirkungen hat, wie jede indirekte Steuer, und diese Beweisführung ist ohne weiteres auch auf jede sonstige Besteuerung von Erbschaften, Liegenschaften, beweglichem Besitz oder Geldwerten anzuwenden. Das alles kann — genau wie jede unverhülltere Belastung des arbeitenden Volkes — dem konsequenten Sozialisten gerade recht sein. Er sieht darin einfach eine Beschleunigung des Verfalles der kapitalistischen Einrichtungen und die Ebnung des Bodens für den Aufbau grundsätzlich neu organisierter Wirtschaftsverhältnisse. Der künftige Geschichtsschreiber wird eine dankbare Aufgabe darin finden, zu berechnen, wieviel Jahrzehnte die Staatspolitiker unserer Zeit den sozialistischen Revolutionären an propagandistischer Vorarbeit erspart haben.

Heute sind wir soweit, daß gute Leute mit solider Lebensführung, die sich all ihr Lebtage um keine Politik gekümmert haben, mit geängsteter Miene fragen: was wird werden? Das sorglose Vertrauen auf die unbeirrbare Klugheit der Oberen, das sonst nur alle fünf Jahre durch das Stimmfanggetöse der Parteien unterbrochen wurde, scheint ein für allemal dahin. Der komische Appell der Staatsbetreuer an die Opferfreudigkeit der Deutschen vor hundert Jahren, die für die Einrenkung der Diplomatenentgleisungen wieder aufwachen soll, verhält vor der gesunden Unfröhlichkeit des Publikums, anderer Leute Dummheiten bezahlen* zu sollen. Die Kritik hat eingesetzt, wo sonst stumme Ergebung war. Die Diplomatie Europas ist zum Gespött der Schuljugend geworden.

Man gibt die Schuld an allem Unglück dem merkwürdigen Verfahren bei der Auslese der Diplomaten und vergißt dabei, daß die Vertreter der verfahrenen

Situation doch selbst nur der Ausdruck dieser Verfahrenheit sind. Denn ob die Staatsmänner wie in England aus den Kreisen des Großkapitals genommen werden, die die rein kapitalistischen Interessen der nationalen Volksausbeutung wahrnehmen, oder wie anderswo aus jener Leibe weit, die niemals Werte geschaffen hat, und die mit fremden Werten in der Weise herumaast, wie es jetzt im Stallmannprozeß so anmutig zutage tritt, das bleibt sich für die friedliche Entwicklung der Länder absolut gleich. Das Elend der gegenwärtigen Diplomatie hat nur das Verdienst, diesen Tatbestand vor aller Augen deutlich zu machen. Die Schilderung, wie der internationalen Diplomatie unserer Tage die Not der Zeit über den Kopf wuchs, wie sie bei ihren heimlichen Beratungen allen Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Völker verlor, und wie sie, die berufen war, den Gang der Staatsgeschäfte zu leiten, den Verfall der Staatsmöglichkeit in schicksalhaftem Verhängnis herbeiführte, — diese Schilderung wird ein besonders lehrreiches Kapitel im Geschichtswerk des zukünftigen Historikers bilden.

Münchener Theater.

Seit vier Monaten habe ich keinen zwingenden Anlaß mehr gefunden, die Kulturbemühungen der Münchener Theater hier Revue passieren zu lassen. Jetzt geht die Saison langsam zu Ende, und auf die Frage, was sie außer Wedekinds „Franziska“ Förderliches gebracht hat, wird die einzige orientierende Antwort ein vernehmliches Gähnen sein müssen. Zugegeben: Man hat im Hoftheater „Macbeth“ von Steinrück inszenieren lassen. Die Regie bot denn auch viel Kluges und Schönes, aber der Darstellung kann man, mit wenigen Ausnahmen, das einzige Gute nachsagen, daß in dem riesigen Opernbau wenigstens ein Teil der Peinlichkeiten verloren ging. (Uebrigens sah ich nicht Steinrück als Macbeth, sondern nur die spätere Besetzung.) Auch das soll anerkannt werden, daß man zu Hebbels hundertstem Geburtstag „Agnes Bernauer“

hervorholte. Leider hatte ich keine Gelegenheit mehr, die Aufführung zu sehen, da das Drama gleich wieder abgesetzt wurde. Aber ich unterstelle, sie sei glänzend gewesen, — ist Herr v. Franckenstein mit diesem Ergebnis seiner bisherigen Intendantentätigkeit zufrieden? Oder ist er auf die Auslese der modernen Stücke stolz, mit denen er uns im Residenz-Theater regaliert hat? Was hat sich denn davon bis jetzt auf dem Repertoire gehalten? Verdammt wenig — oder auch gar nichts. Es scheint, als wolle der neue Herr erst einmal die ganze Probezeit bis zu seiner festen Berufung hingehen lassen, ohne etwas von der Richtung seines eigenen Geschmacks zu veraten, damit er nur um Gottes Willen nicht irgendwo anstößt. Dabei übersieht er wohl, daß die absolute Physiognomielosigkeit seiner bisherigen Tätigkeit nachgerade von allen, die vom Hoftheater Kunst verlangen, sehr übel vermerkt wird. Wir danken dafür, uns zwei Jahre lang mit Limonade tränken zu lassen, ohne noch dazu die Garantie zu haben, daß nachher besseres Gebräu auf den Tisch kommt. Demaskieren Sie sich endlich, Herr Baron!

Das Schauspielhaus. Der Speisezettel dieser Kunstküche war ja wieder bunt genug, und es ist sicherlich erfreulich, daß wir doch ein Theater haben, das hinlänglich für Abwechslung sorgt. Herr Direktor Stollberg liebt es, den Münchnern die Stücke zu servieren, die anderswo die Häuser füllen oder als literarisch gelten. Wir können uns das gern gefallen lassen. Denn es ist nicht einzusehen, warum wir einen neuen Sudermann nicht sehen sollten, obwohl wir seine Mißbratenheit ungesehen vorhersagen können. Der Name steht in der Literaturgeschichte, und wir wollen uns mitunter überzeugen, daß ihr der benervtere Mensch mit Recht verpönt. Bringt uns doch das gleiche theatergeschäftliche Verfahren auch mal mit einem neuen Schnitzler in Berührung. Viel weniger Glück als mit solchen Anlehnungen an die Saison-Konjunktur hat das Schauspielhaus meistens mit Unternehmungen, die der eigenen Initiative entspringen. In der letzten Zeit gab es allerdings einige Premieren, die dem sechzigjährigen Direktor mit Vergnügen auf der positiven Seite angemerkt werden sollen. Eine Neueinstudierung der „Rose Bernd“ gab der neuen Kraft des Theaters, Frl. Annie Rosar, Gelegenheit, sich sehr vorteilhaft einzuführen. In „Marys großes Herz“, einer Komödie des geschmackvollen und klugen Korfiz Holm, die sich trotz ihres ausgezeichneten Dialogs auf dem Repertoire hält, erfreute Frau Otilie Gerhäuser durch die entzückende Verkörperung der liebenswürdigen, alternden Lebedame. — Im Uebrigen aber ist wenig Erbauliches sichtbar geworden. Mit gelindem Schau-

dern gedenke ich einer Aufführung von Strindbergs herrlichem „Rausch“ und mit Aerger des Versuchs, Ruederers „Morgenröte“ von neuem als eine historische Satire auszugeben. Die Aufführung stand — unter der Leitung des Autors und mit der prächtigen Lina Woiwode als Lola Montez — hoch über dem Niveau der üblichen Leistungen dieses Theaters. Aber daß ein solches Stück von einem literarisch wertenden Publikum goutiert wird, ist arg kompromittierend. Wenn ein Dramatiker seine eigenen Geschöpfe, um eine historische Begebenheit lächerlich zu machen, verächtlich werden läßt, so ist daß keine Satire, sondern Mangel an dichterischem Empfinden. Wenn man bedenkt, was man aus dem famos angelegten jungen, aufbrausenden Studenten in seinem Konflikt zwischen Ideal und Erotik hätte machen können, und wie lieblos Ruederer den Prachtjungen einfach zum dummen Bengel macht. — man möchte weinen. . . Aber ich wollte ja heute keine Stücke rezensieren, sondern nur die Theater. Das Schauspielhaus also hat die üppigste Speisekarte. Wäre nur die Zubereitung besser! Schauspielereische Talente sind da: Herr Günther erweist sich als recht brauchbare Acquisition, auch zu Herrn Kalser kann man die Direktion beglückwünschen. Die Damen Glümer, Gerhänsler, Woiwode, Nicoletti, Rosar sind vorzügliche Kräfte. Woran fehlt's also? — An Regie, immer nur an Regie. Wird da einmal Wandel geschafft, dann kann das Schauspielhaus sein altes Renommee leicht wieder herstellen.

Bleiben noch die Kammerspiele. Ich bin ja nun einmal auch diesem Theater gegenüber immer ein Nörgler gewesen. Aber um die Tatsache, daß Dr. Robert die „Franziska“, an die sich so leicht kein Direktor gewagt hätte, zum Kassenstück machen konnte, das schon mehr als 25 Aufführungen hinter sich hat, kommt man nicht herum. Das ist eine Tat, vor der man den Hut ziehen muß. Kommt „Crainquebille“ hinzu, mit der erschütternden Leistung Carl Götzens, — dann sollen uns die ungarischen Reißer, die das Theater zu solchen Leistungen ernähren müssen, gerade recht sein. Nur soll man nicht glauben, daß Molnars „Märchen vom Wolf“, das eine schwächere Variation von Molnars „Leibgardist“ ist, aufhört, ein Reißer zu sein, weil die Regie einen großen technischen Apparat aufgeboden und illustre Gäste aus Berlin und Wien zur Darstellung gewonnen hat. Bleiben wir gegen die Kammerspiele skeptisch, und freuen wir uns, wenn wir recht häufig bekehrt werden.

Alles in allem ist sehr wenig Veranlassung vorhanden, mit dem gegenwärtigen Theaterbetrieb in München zufrieden zu sein. Die Herren Theaterdirektoren machen sich gegen-

seitig das Leben nicht schwer genug. Die kommerziellen Gesichtspunkte stehen zu weit im Vordergrund, als daß das Bestreben zur Geltung käme, einander künstlerisch den Rang abzulaufen. — Natürlich soll durchaus nicht verkannt werden, daß ein Theatermann vollkommen in seinem Rechte ist, wenn er sein Institut in erster Reihe als Erwerbsgeschäft betrachtet. Kein Mensch kann verlangen, daß er sich wirtschaftlich ruiniere, um hohe Kunst für ein Publikum zu exekutieren, das für hohe Kunst kein Geld übrig hat. Nur darf er nie außer Acht lassen, daß nach außen hin das Kriterium für seine Leistungsfähigkeit nicht sein Kassenrapport, sondern seine künstlerische Arbeit ist. Zeigt sich das große Publikum gegen künstlerische Darbietungen unzugänglich und gleichgültig, so ist es gerade Sache des Theaterleiters, es durch gute Vorstellungen zu Geschmack und Interesse heranzubilden. Nur so kann er es verhindern, daß sich ein großer Teil des Publikums langsam vom Theater ganz abwendet und lieber in den Kientop geht, dem auch der feiner organisierte Mensch vor minderwertigem Theaterspiel schon lange den Vorzug gibt.

Bemerkungen.

Abschied vom Kausen. Armin Kausen ging von uns. Sein Tod reißt eine Lücke in den Schmutz in Wort und Bild, die selbst durch Rören nur ganz unvollkommen ausgefüllt werden kann. Um sein Grab vereinen sich dichtende und bildende Künstler, soweit je ihre Psyche sich von Eros befruchten ließ. So wie der Verstorbene hat niemand ihr Schaffen verfolgt, — verfolgt bis zum Staatsanwalt, bis zum Justizfiskus, bis zum Gefängnis. Die schmutzfindigsten Augen haben sich geschlossen. Die kotspürigste Nase hat ihre Fährte verloren. Nie wieder wird von den verblaßten Lippen ein Denuntiamiento ertönen. Armin Kausens Mund ist verstummt und mit ihm die Telefonglocke der Sittenpolizei.

Wer wird künftighin die sittlich-keuschen
Warnungsschreie durch die Straßen röhren?
Wer wird in des Parkes Nachtgeräuschen
Die verbot'ne Lust des Lasters hören?
Wer wird in den Geisteswerken schnüffeln,
In der Kunst, im Wissensschatz nach Zoten?
Wer wird fürder die Regierung rüffeln:
Denn das Küssen ist noch nicht verboten. — ?
Wer wird unser Schutzmann sein auf Erden
Und verhindern tugendhaft und sittlich,
Daß die Menschen nackt geboren werden? —
Oh, der Tod ist hart und unerbittlich.

Freunde, laßt uns nicht verzweifeln. Die Allgemeine pornographische Rundschau ist uns erhalten geblieben. Der Geist des Verblichenen wird unter uns fortleben. Der Thamerus steht noch auf seinem Posten. So brauchen wir nicht darum zu bangen, daß das Bewußtsein der Unanständigkeit des Liebens im Volke untergehen könnte. Ernste Männer werden auch in Zukunft die sündhafte Geistesrichtung dem Volke fernzuhalten wissen, die zwischen sexuellen und fäkalischen Handlungen unterscheiden möchte. Denn wenn auch der Mensch Kausen aus unserer Mitte abberufen ward, — der Begriff Kausen wird dauern, solange es Sinnenfreude geben wird und ihre Ergänzung: Sinnenneid.

Der Kausen ist tot. — Das Kausen wird leben.

Sternickels Verteidiger. Auch in der entmenschtesten Brust, sollte man meinen, hat der Gott seine Stätte. Niemand sinkt so tief, daß er den Namen eines Bruders unter den Menschen verirken könnte. Ein wenig Nächstenliebe findet noch im letzten Verbrecher Spuren von Güte und menschlichem Anstand. Hätte nicht der unlebendige Schematismus der Strafjustiz aus allem Rechtssuchen ein trübsinniges Paragraphenstechen gemacht, dann hätte auch das Aufstellen eines Verteidigers an die Seite jedes Rechtsbrechers guten Sinn und schöne Wirkung — für den Sünder sowohl wie für die Richter.

August Sternickel erfreute sich eines Verteidigers, der vor den Geschworenen nicht den verirrtten Nebenmenschen bedauerte, der auf seine Fürsprache hoffte, sondern sich selbst, da ihm die Pflicht ward, einem Kerl beizustehen, für den er nichts als Abscheu empfand. Nichts, aber auch gar nichts wußte der Justizrat seinem Klienten nachzusagen, was das vom Staatsanwalt entworfene Porträt des Mörders den Geschworenen ein wenig freundlicher scheinen lassen konnte. Nicht einmal die Möglichkeit gab er zu, der wüste Geselle, der hemmungslos jeden umbrachte, an dem er einen lumpigen kleinen Geldraub unternehmen wollte, könnte gestörten Geistes sein. Die einzige Gefälligkeit, die er dem Massenmörder erwies, war die, daß er die Bedenken der Geschworenen, die von Sternickel verführten armen jungen Esel fürs Schaffot zu bestimmen, zerstreuen half.

Der Verteidiger erklärte, es sei nicht seine Aufgabe, den Angeklagten reinzuwaschen. Er habe nur seine Ueberzeugung wahrheitsgemäß auszusprechen. Wie sich die moderne Rechtslehre zu dieser Auffassung verhält, weiß ich nicht. Das aber weiß ich, daß sich mein Menschlichkeitsgefühl mit aller Empörung dagegen sträubt. Was hat ein „Verteidiger“ noch für einen Wert, wenn sein subjektives Empfinden genügt, um aus ihm einen Gehilfen des Anklägers zu machen, dessen Worte bei den Geschworenen dreifache Wirkung tun, weil sie sich sagen müssen: Was für ein Rabenaas, dem selbst sein Fürsprecher das Messer wetzt! — Mein Gefühl hält es für die Pflicht eines Verteidigers, ohne Rücksicht auf seine persönliche Einstellung alles zusammenzutragen, was irgendwie geeignet ist, die Tat in milderem Licht erscheinen zu lassen. Ob der

Delinquent verrückt ist oder nicht, hat sein Verteidiger nicht zu entscheiden. Aber er hat es zur Frage zu stellen und hat die Möglichkeit nachdrücklich zu betonen. Er hat die menschlichen und bürgerlichen Züge des Angeklagten aufzuzählen, da die unmenschlichen und gesellschaftsfeindlichen ihm ja schon von seinem Ankläger vorgehalten sind. Aber dem Berater Sternickels fiel es nicht ein, darauf hinzuweisen, daß sein Schutzbefehlener der liebevollste Taubenfreund war, und daß er während der ganzen Verhandlung immer wieder mit wahrhaft philiströser Selbstzufriedenheit hervorhob, was für ein tüchtiger Arbeiter er allezeit gewesen ist und was für gute Zeugnisse ihm seine Brotherren ausstellten. Der Justizrat kam nicht darauf, zu bemerken, daß auf Sternickel Nietzsches Wort passe: „Was mordete doch dieser Verbrecher? Er mordete nicht, um zu rauben, sondern er raubte, um zu morden“, — daß also vielleicht nicht Habgier das Motiv seiner Verbrechen war, sondern ein pathologischer Trieb. Sternickel wurde zum Tode verurteilt, ohne ein einziges Wort gehört zu haben, aus dem menschliches Verstehen geklungen hätte.

Von den Demokraten aller Schattierungen wird immer wieder die Erweiterung der Laiengerichte verlangt, weil dem Bürger, der im Getriebe des Lebens stehe, ein sichereres Rechtsgefühl innewohne, als dem vom Buchstaben geleiteten Berufsrichter. Ich habe meine starken Bedenken gegen Geschworene ebensowohl wie gegen Juristen. Denn ein Schuldkenntnis durch Volksabstimmung ist eine gefährliche Sache. — Aber warum läßt man zur Verteidigung keine Laien zu? Ich denke mir oft, wenn ich die Advokaten-Plädoyers in Prozeßberichten nachlese: Wieviel Stärkeres, Wahreres hätte sich zugunsten des Angeklagten sagen lassen! Wieviel schuldiger als er steht die Gesellschaft da, die seine Taten zuließ und erst möglich machte!

Der Rechtsanwalt in Frankfurt a. O. mußte die Verteidigung Sternickels ex officio übernehmen. Vielleicht hätte sich unter allen Juristen kein Anwalt finden lassen, der dem Mörder wirklich ein Verteidiger geworden wäre. Daß aber ein Laie bereit gewesen wäre, gerade dem furchbarsten Verbrecher an allem Menschlichen ex amore beizustehen, dafür verbürge ich mich mit meiner eigenen Person.

Lockspitzelei? Junge Damen seien ernsthaft gewarnt, abends ohne Begleitung Münchener Straßen zu passieren. Nicht, weil es anschlusssuchende Herren gibt. Deren Begleit-anträge könnten sie je nach Geschmack oder Verlangen annehmen oder ablehnen. Nein — die Münchener Straßen werden nicht von Erotikern gefährdet, sondern sie werden von den Organen der öffentlichen Sicherheit unsicher gemacht. Bestallte Aufpasser der Sittlichkeit, Beamte der Kriminalpolizei, bedrohen den Bürgerfrieden allein promenierender Frauen. Ich erhalte von einer jungen Anarchistin folgendes Schreiben:

„Lieber Kamerad Mühsam! Ich ging neulich vom Kaffee Stefanie weg, etwa um einhalbzehn Uhr. Es war auffallend mildes Wetter, und ich bekam Lust, spazieren zu gehen. Das ist doch sicher nicht strafbar. Merke nämlich schon bei der Ecke der Türkenstraße, wie ein

Mann mich so frech musterte, daß auch ich ihn ansehen mußte. Er mit seinem Aussehen erinnerte mich gleich an die Menschen, die damals bei einer Haussuchung in meiner Abwesenheit mein Zimmer durcheinander machten und den Kehrlicheimer mitten ins Zimmer leerten. Und weil es so schönes Wetter war, dachte ich nicht weiter an den Menschen. Bald darauf hörte ich, daß mir jemand folgte. Es war ein junger Mann. Er kam auch näher und weil er freundlicher dreinschaute, wie der andere und weil schönes Wetter war, ließ ich mich ansprechen. „Darf ich Sie zu einer Tasse Kaffee einladen?“ „Ja gewiß dürfen Sie das“, sagte ich. Nicht wahr, Mühsam, das ist doch nicht verboten? Wir redeten hin und her, in welches Kaffee wir gehen wollten und waren gerade in der Schellingstraße, da gleich beim Simplizissimus. Der junge Mann blieb stehen und sagte auf einmal: „Wollen wir nicht den Kaffee auf meinem Zimmer trinken?“ Ich überlegte gerade, guckte mir auch den Mann näher an, wie er eigentlich aussah, da kam derselbe grimmige Mensch, der mich früher so auffällig gemustert hatte, zu uns, zeigte seine Karte und sagte: „Sie wollten doch mit dem Fräulein in ihr Zimmer gehen.“ (Ich wußte nicht, ob der Herr da, wo er stehen geblieben war, wohnte.). Der junge Mann erzählte, daß er mich in das Kaffee eingeladen habe, „aber die Dame wäre nicht zu mir gegangen.“ Während er sich ein Stück mit dem Kriminalbeamten entfernte, lief ich dummerweise, was ich konnte, davon, vor Simplizissimus vorbei, Kurfürsten- oder Blütenstraße, ich weiß nicht so genau, hinein, und lief dem Kriminalbeamten in die Hände, wie der dahin kam, weiß ich nicht. Ich lief ihm wieder davon, ich konnte nicht mehr laufen, er kam mir nach und sagte: „Sie gehen mit mir“. „Ich gehe nicht,“ sagte ich. Da kamen einige junge Herren, die mich vom Kaffee her kannten und denen erzählte ich, daß mich der Kriminalbeamte mitnehmen wollte, obwohl ich absolut nichts getan hätte, und nicht einsehen konnte, warum ich folgen müsse. Die Herren sagten aus, sie kennen mich gingen aber zu meinem Erstaunen weiter, ohne sich um mich zu kümmern. Ich ging ein paar Schritte und der Beamte, der junge Mann, der mich eingeladen hatte, erschien auch, was mir sehr auffiel. „Haben Sie Papiere?“, fragte der Beamte nochmals. „Nein, ich habe gar nichts.“ „Dann geben Sie Ihre Adresse an“. Ich sagte ihm meinen Namen. Jetzt ließ er mich endlich gehen.

Lb. Mühsam! Da Karl jetzt fort ist und ich niemanden habe, der mir hilft, würde ich Sie bitten, im Falle noch was nachkommen würde, beizustehen Ihrer“
Einen hohen sittlichen Erfolg hat also das Institut des Herrn v. d. Heydte sicher zu verzeichnen. Es hat verhindert, daß an einem milden Frühjahrsabend zwei junge Leute einander Liebes taten. Deshalb, werte Münchnerin, zahlst du deine Kommunal- und Staatssteuern, damit dafür Personen engagiert werden, die dir auf der Straße nachsteigen, aufpassen, bis dich jemand anspricht und dir dann deine Papiere abverlangen, — am dir womöglich zu deren Ergänzung noch ein Büchel anhän-

gen zu können. Auf die Idee nämlich, daß ein junges Mädchen sich auch ohne Erwerbslüsternheit einem Herrn anschließen könnte, kommt ein Organ der Münchener Polizei nicht. Die seltsame Einrichtung der Natur, daß erotische Bedürfnisse auch bei unverheirateten Frauenspersonen vorkommen, ist in der Weinstraße bislang ein unbeobachtetes Phänomen geblieben. Die Tatsache, daß ein Mädchen sich ansprechen läßt, genügt zur Rebellion des öffentlichen Moralempfindens. Die Absicht, sich für Bargeld zu prostituieren, wird vorausgesetzt, sobald ein Mädchen Miene macht, mit einem Herrn Kaffee zu trinken. Die Toleranz kommt hernach: Wenn der Name notiert und in gewisse Listen eingetragen ist, stellt die Polizei selbst einen Freibrief aus für „gewerbsmäßige Unzucht“, — und eben der Drang, solche Freibriefe, die man Kontrollkarten nennt, und nach denen die Nachfrage nicht allzu groß zu sein scheint, los zu werden, veranlaßt die Behörde, auf harmlose Mädchen, die aus dem Kaffeehause kommen, sittenstrenge Jagd zu machen (für dein Geld, werte Münchnerin).

Ob der Beamte, der die Briefschreiberin belästigte, in berechtigter Ausübung seiner Amtsbefugnisse handelte, mag dahin gestellt bleiben. Meines Wissens darf er erst einschreiten, wenn er einem Mädchen die Bereitwilligkeit, ihren Leib gegen Entgelt zu vermieten, nachweisen kann. Aber eine Klage wegen Beleidigung hätte wohl keinen Zweck, da dem Mann die „Wahrung berechtigter Interessen“ wahrscheinlich zugebilligt würde. Auch ist er ja nur der Vollstrecker höherer Weisungen. Uebrigens ist es in München nichts Neues, daß Sittens-kriminaler im Schutze der Häuserschatten beobachten, wie unter jungen Menschen Bekanntschaften auf der Straße entstehen, „Aergnis nehmen“ und „einschreiten“. Die Empfindungen, mit denen dergleichen Polizeiexerzitionen von manchem Passanten begleitet werden, sollen hier nicht näher charakterisiert werden.

Im vorliegenden Falle ist aber das Verhalten des Kriminalbeamten eigentlich viel weniger interessant, als das des Bekanntschaft suchenden Jünglings. Der lädt ein Mädchen ein — erst ins Kaffeehaus, dann zu sich in die Wohnung, sieht zu, wie der Polizist seine Dame zur Rede stellt und entfernt sich dann mit dem Beamten, wodurch das geängstigte Mädchen Zeit gewinnt, zu flüchten. Was hatte der Mann wohl abseits mit dem Kriminaler zu verhandeln? — Und nachher, als das Opfer der Sittlichkeit ihrem Verfolger wieder in die Hände rennt, heißt es: „Der junge Mann, der mich eingeladen hatte, war auch da, was mir sehr auffiel“. Das ist allerdings sehr auffallend und legt die Vermutung nahe, daß die Einladung zum Kaffee und in die Wohnung des Herrn und das Mustern und Hinterherschleichen des Beamten in einem merkwürdigen Zusammenhang standen.

Ist die Kombination, die sich hier aufdrängt, richtig, dann ergibt sich, daß die Münchener Polizei ihre Absicht, junge Mädchen in die Netze der Sittenkontrolle zu ziehen, mit Hilfe von Lockspitzeln zu erreichen sucht. Da die Herren Beamten sich offenbar selbst nicht anziehend genug finden, um das Herz junger an Frühlingsabenden promenierender Damen zu gewinnen, so scheinen hübsche junge Männer an der Arbeit zu sein, um die Willfährigkeit des anderen Geschlechts auf die Probe zu stellen.

Ich fordere hiermit den Münchener Polizeipräsidenten auf, klar und deutlich zu erklären, ob zur Ermittlung: heimlich Prostituirter Lockspitzel verwendet werden, und auf Grund welches Rechtes seine Beamten befugt sind, einer Dame, die auf der Straße spazieren geht, sobald sie die Begleitung eines Herrn annimmt, die Papiere abzuverlangen. — So eifersüchtig der Herausgeber des „Kain“ den engen Raum des Blattes seinen eigenen Aeußerungen vorzubehalten pflegt, — die Darlegungen des Herrn v. d. Heydte über die sittlichen Grundsätze bei der Ueberwachung der Weiblichkeit sollen hier ohne Einschränkung ihre Stätte finden.

Ungenannt und doch bekannt. Wohlbekannt. Zwar nicht dem Namen nach, aber nach der Beschaffenheit. Die Ungenannten sind nämlich alle vom selben Klischee abgezogen. — Der Hang zum anonymen Briefschreiben beruht auf der unbewußten Sucht, Wesenszüge, auch die gemeinsten, in die Unsterblichkeit hinüberzuretten. Man bedeckt irgendwen, nur damit der Dreck irgendwo klebt. Es sind die gleichen Motive, die das Besmieren vielbesuchter Abtritte mit schweinishen Zeichnungen und Sprüchen veranlassen. Der persönliche Charakterzug, der bei allen Ferkeln derselbe ist, soll der Ewigkeit übermittelt werden. Um den freundlichen Absendern anonymer Briefe an mich in ihrer methaphysischen Sehnsucht entgegenzukommen, auch um reichlich verschwendetem Papier eine sozial nützliche Verwertung zu sichern, werde ich dergleichen Seelendokumente fernerhin nicht mehr sogleich vernichten, sondern sammeln, um sie letztwillig der Verwaltung der städtischen Bedürfnisanstalten zu vermachen. Damit wird auch der späteren Generation die Möglichkeit geboten sein, auf die Wische zu sch — impfen.

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten - Bureau
Berlin SO. 16, Rungestr. 22-24

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach- illustr. usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. • • Prospekte gratis

Erschienen:

Kain-Kalender

für das Jahr 1913

Ausstattung wie Kain-Kalender für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber **Erich Mühsam.**

Bestellungen nimmt entgegen

K A I N - Y E R L A G , H Ü E N C H E K .

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitung-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21
Prospekte gratis! Erste Referenzen.

Vom Gedichtbände

„Der Krater“

Von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

Bitte hier abzutrennen.

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1913/14. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark. Zahlbar
bei Empfang der ersten Nummer.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)
Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....

.....